

Der Hohlspiegel¹

Seit mehr als 50 Jahren sehe ich die Medizin auf einem Höchststand; Medikamente gibt es mehr als genug und die Krankenkasse bezahlt. Was wollen wir mehr? Aber heute haben wir noch etwas mehr: Das «Bio-psycho-soziale». Die Sprechstunde beim Hausarzt ist im wahrsten Sinne des Wortes zur Sprechstunde geworden.

Als ich vor 50 Jahren einen Arzt, nach einem Fall, «Operation gelungen, Patient gestorben», fragte, ob nicht ein mentaler Grund hätte vorliegen können, wurde ich ausgelacht.

Ich glaube nicht, dass heute ein Hausarzt empfehlen würde, eine Operation an einem Patienten vorzunehmen, der gerade sichtbar seelisch belastet ist. Ich hatte das Glück, den Werdegang dieser neuen Behandlungsart beim Hausarzt mitzuerleben.

Vor gut 20 Jahren wechselten mein Mann und ich den Wohnort. Als erstes suchten wir einen guten Hausarzt in der neuen Gegend. Es wurde uns ein junger Arzt empfohlen, der eben eine Praxis eröffnet hatte.

Schon beim ersten Besuch war ich überzeugt, am richtigen Platz zu sein. Meine Gesundheit war auf der zweituntersten Stufe. Es fehlte an allen Ecken und Enden.

Der junge Arzt war immer neu, voll da. Mit seinen Diagnosen traf er den Nagel auf den Kopf. Es entging ihm nichts, und ich wurde bestens verarztet.

Mit mir ging es wieder aufwärts; ein Übel nach dem anderen zog sich zurück, und ich fühlte mich immer besser.

Aber eines Tages überfiel mich die Menière-Krankheit und warf mich mit heftigen Anfällen wieder zurück, so dass sich der Arzt gezwungen sah, mir zu raten, eine Nachfolgerin zu suchen für meine Arbeit. Ich war ja auch schon mehr als 70 Jahre alt.

Aber niemand wollte seine ganze Zeit, alle Kraft und alles Wissen zum Selbstkostenpreis einsetzen für fremde Kinder ... Also, weitermachen!

Der engagierte Arzt fing an, Fragen zu stellen, die Antworten zu analysieren, und am Schluss erhielt ich einen Termin für ein weiteres Gespräch. Arzt und Heilpädagogin verstanden sich schnell, und es entwickelten sich interessante, oft tiefeschürfende Gespräche. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Anfälle wurden seltener, weniger heftig und konnten mit Medikamenten in Schach gehalten werden. Auch Ängste und Zweifel und Unsicherheiten, die durch Warnungen vor gesundheitsschädlichen oder gar krebsfördernden Lebensmitteln und Getränken hervorgerufen wurden, konnten im Gespräch geklärt werden, und die Warnungen konnten so doch noch eine präventive Wirkung entfalten.

Mit Genugtuung beobachtete ich, wie der Hausarzt den Teil Psychiatrie in seine Praxis holte, den er benötigte, um den Patienten noch besser helfen zu können. Dank dieser umsichtigen Begleitung konnte ich noch arbeiten mit den Kindern, trotz der zusätzlichen Belastung durch die Krankheit und den Tod meines Mannes. Aber besonders eindrücklich war die Sprechstunde, in der der Arzt den Menière endgültig am Kragen packte und vertrieb. Ich hatte ihm das Klagelied über die neuerlichen Störungen vortragen, er hatte mich in ein scheinbar nebensächliches Alltagsgespräch verwickelt, als er plötzlich reagierte, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. Der aufmerksame Arzt hatte den Übeltäter entdeckt und rüttelte mich auf mit dieser Reaktion. Und ich verstand ...

Ich hatte einen Seelenschmerz unerledigt weggesteckt, und der bohrte in meinem Unterbewusstsein, bis der Körper reagierte.

Seele und Leib lassen sich eben schlecht trennen. Der Übeltäter hat sich nie mehr gemeldet, und die Medikamente sind auch überflüssig geworden.

Inzwischen bin ich ins 90. Altersjahr gekommen und arbeite ungestört, erfolgreich mit den hilfesuchenden Kindern.

Die wertvollen Gespräche mit dem Hausarzt sind für mich jetzt besonders wichtig als Begleitung vor das letzte Türchen, an dessen Nähe mich in letzter Zeit eine fortgeschrittene Angina pectoris erinnert.

¹ Die Autorin möchte nicht genannt werden, ist aber der Redaktion bekannt.